Glück und Segen.

Roman von A. von Gersdorff.

(7. Fortsetzung.)

Es entstand ein Aufruhr! Alles sprang auf und stürmte der lachenden Schönheit entgegen, alle Hände streckten sich aus, ihr behilflich zu sein, Mantel und Kopfhülle abzulegen, was nicht ohne mehr oder minder geschmackvolle Scherze abging; sie, gewöhnt an dergleichen, erwiderte das mit dem affektierten, rollenden Kaskadenlachen der Bühnenkünstlerin. Wie anders war es, als ihr verlegenes Mädchengesichter damals, das Manfred immer wie das kunstlose Gezwitscher eines kleinen Waldvogels geklungen hatte!

Jetzt endlich gab man ihr den Weg zum Herrn des Hauses frei... Jetzt stand sie vor ihm in ihrer schillernden, roten Seide, über die in langer, weicher Schleppe violett-bläuliche Chiffonwolken flossen, von faszinierender Wirkung zu den tiefschwarzen, glänzenden Scheiteln, zu der alabasternen Blässe der schmalen Wangen. Die schönen Haarmassen senkten sich tief in die Stirn, fast bis hinab zu den mit dem Stift nachgezogenen Brauen, den tiefen Glanz ihrer Augen noch erhöhend. Langsam hob sie die Rechte und ließ sie wieder senken, sein ernstfragendes Ansehen mit einem seltsam hilflosen und von ihm abirrenden Blick erwidernd. Ein erschrockenes „Ach" kam über die nicht durch Schminken hervorgebrachte brennende Röte der Lippen. Und auch er hatte nichts als ein leises, trauriges „Ach", ehe er sie als Hausherr fremd begrüßte, ihre kalte Hand an seine Lippen führend zum konventionellen Gruß. Die anderen waren schon wieder zu sehr mit materiellen Genüssen beschäftigt, um an der Begrüßung der beiden etwas auffallendes zu finden oder gar dies wehe, gehauchte „Ach" verwehten Schmerzes zu hören, das von Lippe zu Lippe flog, nach fünf Jahren des Fremdgewordenseins, des Lebens in zwei verschiedenen Welten.

Dann war das sekundenlange Alleinsein vorbei, und das Fest ging seinen Gang. Die Mitternacht, die das Heute zum Gestern macht, war in den Ozean der Zeit gesunken... Donna Hermione gehörte der „Oeffentlichkeit", der Allgemeinheit. Sie war ja geübt und gewöhnt zu lachen, wenn sie lieber geweint, zu singen, wenn sie lieber bei sich Einkehr gehalten hätte. Doch kam auch einmal eine sentimentale Note in die wirre, laute, scherzend frivole, auf allen möglichen gefährlichen Messerschneiden gaukelnde Unterhaltung — gleich einer flüchtigen weißen Taube, die durch eine Schar lärmender, futterneidischer Krähen streicht. Das war, als Madonna Hermione della Casa-Confides sich an den Flügel setzte. Hätten die Losen, Lustigen, Witzigen die Ursache gewußt! Wie hätten sie gejubelt über die „Spanierin" oder „die süße Jugendbeichte im Hinterhaus" ihres schneidigen Gastgebers!

Die Spanierin saß am Flügel, umbauscht von ihrem rot und veilchenblauen Seidenchiffonmeer, und fang statt des erwarteten pikanten Operettenschlagers das „Gebet" von Gounod:

„Heil'ge Jungfrau, hör' mein Flehen
Und nimm von dieser Erde mich!
Laß mich im Staub vor dir vergehen..."

Sie sang es meisterhaft, mit einer sehr ungewohnten, sehr weichen, dunklen Stimme. Da verstummte wohl hier und dort eine Spottrede, eine sarkastische Ansprache, billiger Witz; man konnte schnelle Wolken über lustige Gesichter streichen sehen und einen feuchten Schleier über kecke Männeraugen, die sonst hinter den funkelnden Renommiernkneifern und Monokeln vor Lebenslust und Uebermut sprühten. —

Madonna Hermione della Casa-Confides schwieg und suchte in den Tasten alte Kindheitlieder zusammen. Schließlich ging sie mit einem einzigen, dunkeln Septimen-Akkord aus einem lieblichen Wiegenliedchen in das schwer-ernste Meisterlied Schuberts über: „Der Tod und das Mädchen". Als das letzte verhallende, wie in weiter Ferne klingende „Wirst sanft in meinen Armen schlafen"... über die erblaßten Lippen der Operettendiva glitt, da war es still — so still hinter ihr geworden, daß sie sich fragend umsah. Ihr Blick fiel auf den alten Mahagoni-Schreibtisch drüben, den sie so gut kannte und dessen Anblick einen seltsam wehmütigen Trost in die Trauer um ihr verlorenes Jugendleben goß. Aber der Hausherr war still hinausgegangen auf den Balkon — sie sah nur seine hohe, schlanke Gestalt, halb auf der schmalen Balustrade sitzend, als müsse und wolle er im nächsten Augenblick hinunter — in den Abgrund, den tiefen — tiefen... Wer könnte ihn daran hindern?

Drüben über den Bäumen des Stadtparks, die sich leise zu neigen und zu regen schienen, dämmerte es fahl herüber, und in flimmerndem, zuckendem Licht stieg der Morgenstern über die Wipfeln herauf. —

Den ganzen Abend hatte der flehende Blick aus den übergroßen, krankhaft leuchtenden Augen des zum schönen, unglücklichen Weibe gereiften Kindes ihn gequält. Die Vergangenheit war in glänzenden Bildern vor ihm aufgestiegen; er sah das junge, holdselige Mädchen vor sich, wie es einst sein Herz besessen hatte, als sähe seine Liebe selbst ihn mit großen, bittenden Augen an. Aber er hatte nicht einmal dies bittende Fragen einer Antwort gewürdigt — sein Herz war unruhig, in geheimnisvollen Tiefen bewegt wie die Dämmerstunde vor Tag...

Sie war wieder umringt worden, und der Blick nach jener einzelnen stillstehenden Gestalt auf dem Balkon war ihr benommen. Ruhig erhob sie sich. Man machte Miene, zu gehen. Im geheimen hoffte jeder, die Diva nach ihrem Heim geleiten zu können, aber man hörte einen Wagen herantollen, und sah durch die Scheiben ein fremdes, ältliches Frauengesicht mit grauen Scheiteln, das die Augen wartend auf die Haustür gerichtet hatte.

„Aha, eine Duenna! Man ist vornehm, solide!"

„Schade..."

„In festen Händen?"

„Und ob!"

„Der Gemahl in Wien — Don Casa della Confides — soll eifersüchtig sein wie ein Großtürke. Er geht sachte auf die Siebzig los, die Schönheit soll ihn nie gedrückt haben; er heißt — na warten Sie mal — ich glaube, Lehmann aus Nixdorf bei Berlin — nein doch! Scheinbauer heißt er! Und ist natürlich ebensowenig aus Spanien wie seine Gattin, sondern aus irgendeinem Dorf bei Berlin..."

So gingen leise Stichelreden hin und her. Man verabschiedete sich wortreich — mit vielen Handküssen, Versicherungen unwandelbarer Ergebenheit, und was der geschmackvollen Huldigungen noch mehr waren, und überließ sie dann jenem Schutzgeist hinter den Wagenfenstern. Manfred hatte sich tief verneigt und ihr förmlich die Hand geküßt wie beim Kommen. Er wollte unter allen Umständen, schien es, die Erinnerungen an jene Jugendliebe vergessen machen.

Was sollte sie in seinem Leben, die er in Reinheit und Liebe als seine Braut geehrt, die ihm Treue geschworen und dann ohne Ueberlegung davongelaufen war; er erinnerte sich dessen noch genau: Wenige Wochen nach seiner Abreise zum Regiment hatte sie ihm auf einem Kartenbrief mitgeteilt, daß sie unter dem Schutz und mit Hilfe des alten Herrn Scheinbauer nach Wien gehen würde, um sich dort zur Bühne heranbilden zu lassen. Leider seien die lieben Eltern keineswegs einverstanden damit, und der sonst so gute Vater hatte ihr rundweg ihren Teil des gewonnenen Geldes verweigert; er wollte ihn lieber den Brüdern zu ihrer Selbständigmachung zuwenden. Da hatte der alte Scheinbauer sich zum Kunstmäzen aufgeworfen und ihr die nötige Summe von seinem Gewinnanteil zur Verfügung gestellt. Sie schwärmte in jenem schrecklich leichtfertigen Briefe so kindisch, zeigte einen oberflächlichen, lieblosen Charakter und solchen Hang nach Genuß und Freude, daß er nicht einmal an ihre wahre Neigung zum Beruf der Bühnenkünstlerin glaubte. Deshalb hatte er jenen häßlichen Abschiedsbrief, dessen taktlose, unzarte Art ihn geradezu abgestoßen hatte, nie beantwortet. Minchen hatte nach Jahresfrist noch einmal an ihn geschrieben, er hatte den Brief aber uneröffnet zurückgehen lassen und seither nie wieder von ihr gehört. Und heute nannte Sanderfee sie seine Freundin — Sanderfee, dessen wahren Charakter er heute zu kennen glaubte: Ein eitler, leerer Fant war der, ein gewissenloser Spieler und ein Don Juan und Frauenverächter zugleich!

Daß sich Manfred am heutigen Abend der Auszeichnung gegenüber so taktlos verhielt, die ihm die Diva des Wiener Operetten-Ensembles durch ihr Kommen erwies, nahmen die Kameraden ihm nicht weiter übel; es war ja bekannt, daß er für diese Dame kein rechtes Verständnis hatte. Mehr schon wunderten sie sich über Sanderfee, der sich heute gar nicht viel aus ihr zu machen schien. — Er hatte sie auf einer Badereise kennen gelernt und das Minchen Trauburg, das er vor fünf Jahren flüchtig gesehen, nicht in der spanischen Madonna wiedererkannt. Sie erkannte ihn wohl, hatte aber durchaus keine Veranlassung gefunden, ihn aufzuklären. Als er sie für heute abend zu Rennbrandt einlud, hätte sie sich durch ihr jähes Erbleichen fast verraten; aber Sanderfee war ganz erfüllt von dem Gedanken an seine Spielschuld und achtete nicht weiter auf die Bewegung, mit der sie ihre Zustimmung gab.

Auch heute abend hatte er den Kopf so voll von seinem Ansinnen an Manfred gehabt, daß er fast nachlässigte; seine neckend frivole Art, die gelegentlich durchbrach, hatte Manfred empört in der bloßen Erinnerung an das, was diese Frau einst für ihn selbst gewesen war. Dazu kam die Spielgeschichte, die freche Art, wie er die Riesensumme eigentlich kurzerhand von ihm forderte: das gab einen tiefen, klaffenden Riß zwischen ihm und dem liebenswürdigen Heuchler, den er vor kurzem noch Freund genannt hatte.

Müde, wie zerschlagen, begab sich Manfred zu Bette. Aber er schlief nicht ein. Zwischen Erinnerungsbildern, unmutigen und verworrenen Reflexionen und niederdrückenden Erkenntnissen stieg ein Gedanke klar und deutlich auf und verdrängte die andern: er wollte seinen Abschied nehmen. Ja — weswegen denn? Heute war ihm das unklar und gleichgültig — er dachte eben gelassen ans Abschiednehmen und meinte, eine Reise um die Welt würde ihn schon trösten. — Ueber was trösten? — Nun, das würde seine müde, von der „Lebensreise" angestrengte Seele wieder mit neuer Frische erfüllen! — Weltreise? Ja — wovon denn? Er mußte zunächst dem Freunde helfen. Er konnte eben nicht anders! Und das würde gerade der Rest des ihm vom Vater ausgesetzten Vermögens sein, denn obwohl er selbst ziemlich bescheiden gelebt, der Freund hatte ihm schwer auf der Tasche gelegen! — Also — Abschied nehmen.... Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr behagte ihm schon lange nicht mehr; das war damals eine vorübergehende, jugendliche Begeisterung gewesen, die nicht anhielt; er hatte nicht das Zeug zum Soldaten, wenigstens nicht die rechte Liebe, die das heitere und wechselreiche Militärleben so anziehend erscheinen läßt. Ja, aber was jetzt mit seinen 26 Jahren? Zu alt war er, um mit Energie umzusatteln, um ein ihm zusagendes Studium zu ergreifen, zu jung, um — ja was denn — zu tun?

Es gibt nichts Gefährlicheres für einen Mann am Scheidewege als die Leere; kein Streben und keine Arbeitslust — keine Hoffnung — furchtbarer als alles ist das. Es ist das Nichts...

Man sagt: ohne Bilder kann der Mensch nicht leben! Was heißt das?

Auf das leere Blatt der Zukunft muß die Hoffnung oder die Furcht ein Bild malen, oder es schreibt der Irrsinn und der Selbstmord seine tragischen Runen darauf. Es gibt wohl kaum ein Menschenleben, das ganz frei von diesen furchtbaren Augenblicken der Leere geblieben wäre. An diesem Abend stand Manfred Rennbrandt vor einem solchen, und eilig — eilig malte er ein Bild auf das leere Blatt...

* * *

„Kläre, ich kann es nicht aushalten! Ich ertrage es tatsächlich nicht länger: ich muß ihn sehen, sprechen! Er darf nicht so fremd, so eisig, gleichgültig dastehen und über mich wegsehen. Es war zum Verzweifeln!" —

„Das glaube ich dir; aber ich gehe ganz bestimmt nicht hin. Besonders nicht zu ihm, der mich früher gekannt hat und mich fragen wird, was ich denn mit dem schönen Lotteriegewinn gemacht habe, mit dem er sich aufs hohe Pferd gesetzt hat und den großen Herrn spielt. Ach Gott, mein schönes, liebes Geld!" klang eine weinerliche Stimme vom Fenster des Hotelsalons her, den Donna Hermione della Casa-Confides nebst zwei Schlafzimmern für die Dauer ihres winterlichen Gastspieles hier bewohnte.

„Ach, geh doch mit deinem langweiligen Gelde! Denkst du, er hat eine bloße Ahnung, daß ihr auch in der Lotterie gewonnen habt damals? Der hat überhaupt keine Ahnung von deiner Existenz auf Erden!"

„Nun, von deiner scheint er auch keine mehr zu haben," klang es spitz zurück. Wenigstens sehr beseligt muß er gestern nicht gewesen sein."

„Wie soll er denn? Er grollt mir doch! Denke, welches Leid ich ihm angetan habe!"

„Das glaub' ich dir, daß er damals nicht sehr erbaut gewesen ist: Du hast ihn stehen lassen wie einen dummen Jungen, hast den alten Scheinbauer geheiratet und bist Operettenprinzessin geworden! Und gestern hast du ihn als die Freundin seines Freundes wieder aufgesucht. Ich begreife dich nicht! Was erwartest du von ihm noch? Er steht doch jetzt hoch über dir. Bildest du dir ein, der liebt dich noch? Der grollt dir ja in alle Ewigkeit und kann es nie überwinden, das „furchtbare Leid", das du ihm angetan hast. Einfach Luft warst du für den hochmütigen Herrn Leutnant. Bilde dir doch nicht zu viel ein, Minchen Trauburg," sagte Claire Dearling alias Klara Liebling, die Jüngste der Steuerbeamtenwitwe.

Sie hatte mit ihrem „schönen, lieben Gelde" durch ein Heiratsbureau einen Mann gesucht und gefunden, ihm das Geld arglos eingehändigt, vertrauensselig, wie sie den Männern gegenüber damals noch war; Fritz Gutenberg hatte eigentlich keinen festen Beruf; er lebte von seinen „Ideen". Leider stellte sich bald heraus, daß er schon zweifach verheiratet war, und zurzeit saß er wegen Bigamie im Zuchthaus. Noch vor der Hochzeit wußte Klara Liebling, wieviel es geschlagen hatte. Nicht einmal den Frauentitel hatte sich das arme Ding mit ihrem Gelde erkaufen können! Wie Sand war's durch ihre dürren Finger gerollt und hin, als sei es nie darin gewesen. Am Ende war sie froh genug, bei der einstigen Nachbarin, die mit ihrem Gewinn eine so stolze Höhe erklommen hatte, freundschaftlich unterkommen zu können als Gesellschafterin, Kammerzofe, als eine Art Mädchen für alles, das die verschiedensten Dinge tat um ein bißchen Mitgenuß an dem traurigen Glück der schönen Künstlerin. —

„Du weißt doch, daß kein wahres Wort an der Geschichte ist! Reine Renommage dieses Sanderfee!" rief jetzt Hermine Trauburg mit zornigen Tränen in den Augen. —

„Das sag' ihm nur! Vielleicht glaubt er dir's," lächelte Klara höhnisch. Und nachdem noch eine Weile die Unterhaltung in recht unerquicklichen Reden mit vielen Spitzen und Widerhaken dahingeflossen war, nahm Klara auf Befehl der Diva den Hotelwagen, um die paar Straßen weit zu fahren, damit es schneller ging, und begab sich zu Manfred Rennbrandt, um ihn zu bitten, ihre Herrin und Freundin zu besuchen oder ihr sonstwo zur Verfügung zu stehen: sie müßte ihn sprechen — sonst könne sie das Leben vor Selbstvorwürfen nicht ertragen!

Der junge Offizier war nicht zu Hause, und Miß Dearling ließ eine englische Karte mit den nötigsten Erklärungen zurück, fest überzeugt, daß nie eine Antwort darauf kam. Wie es denn auch war, zu ihrer stillen Befriedigung. Das arme alte Mädchen war gewiß nicht schlecht; wenn ihr nur ein wenig, nur als irgendeine freundliche Erinnerung ein bißchen Sonnenschein im kalten, dunklen Tal ihres Lebens geleuchtet hätte, wäre sicherlich auch ein wenig mehr Wärme in ihrem Gemüt geblieben. Aber es gibt Menschen, die können sich selbst mit Geld kein Glück kaufen und den Segen erst recht nicht, denn der ist für Geld nicht zu haben. Das Glück weicht ihnen förmlich aus. Und dann kommt die unselige Verbitterung! Hat aber die einmal so ein armes altes Mädchen ohne Beruf und rechte Arbeit gepackt, dann ist es aus mit allem Frieden, und es bleibt ihr nichts als Neid gegen alle, die besser mit ihrem Geld und Glück gewirtschaftet haben...

Nein. Manfred ließ sich nicht erbitten — ließ seine einst so innig geliebte Braut einfach ohne Antwort. Und aus der Tiefe des auch friedlos gewordenen Herzens Herminens stieg die süße Jugendliebe immer leuchtender herauf. Vor ihr verblich all der lügerische Glanz ihres kalten Reichtums, den sie im Schutz des alten, ungeliebten Mannes genoß. Ach, den Willen des so guten Vaters hatte sie als Grausamkeit empfunden und in namenloser Verblendung sich lieber zu einem Fremden geflüchtet, aus dem stillen, friedlichen Heim ihrer Kindheit, als daß sie nachgegeben und auf die Bühnenlaufbahn verzichtet hätte.

Da hatte Scheinbauer um sie angehalten, und sie hatte ja gesagt, wenn er sie zur Bühne gehen lasse. Ein glänzendes Heim in Wien hatte er ihr eingerichtet; sie besaß kostbare Juwelen und entzückende Toiletten. Wo aber war das Glück? — Den Eltern und dem Vaterhaus, den Geschwistern und dem Geliebten hatte sie den Rücken gewendet und war ihrem vermeintlichen Glück nachgelaufen. Und hatte es nicht erreicht, stand da mit leeren Händen. Jetzt erst, jetzt kreuzte es wieder ihren Weg, und er, der doch glücklich sein mußte, sie wiederzuhaben, wagte es, ihren leidenschaftlichen Willen durch feinen kühlen, passiven Widerstand zu brechen.

Oh, wie sie weinte und schluchzte in den stillen, einsamen Nächten und seinen Namen unzählige Male in die Dunkelheit hauchte — das alte, liebe: „Fredel, mein Fredel!"

* * *

Als zum drittenmal die schadenfroh lächelnde Gefährtin und Dienerin ihr die Nachricht brachte, der Herr Leutnant wäre nicht zu Haus, da begriff sie endlich! Er wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben. — Nun ging sie außer sich in zorniger Verzweiflung den letzten, schrecklich gefährlichen Weg. Die Liebe war zur brennenden Leidenschaft in ihrem reifen, voll erblühten Weibesherzen geworden; durch Kälte, Reue und Sehnsucht zur gewaltigen Passion geworden. Nie — niemals vergaß sie den blonden, schlank aufgeschossenen Knaben von damals, dessen scheue, weiche Lippen zum erstenmal schüchtern vor dem großen Wagnis auf den ihren geruht hatten! In schlummerlosen Nächten fühlte sie diesen Kuß wieder und meinte vergehen zu müssen vor hingebender Demut und Liebe. Ach — Minchen Trauburg war Minchen Trauburg geblieben. Keines Mannes Geliebte war sie gewesen. Auch Scheinbauers nicht. Rein väterlich war sein Verhältnis zu ihr geworden. — Ja, sie mußte Manfred sehen, ihm gesagen daß sie nur gespielt und getändelt habe, daß nur der Schein gegen sie sei — daß nichts, gar nichts sie unwürdig der Liebe eines braven Mannes gemacht habe! Rein war sie geblieben, und kein Makel war auf ihr. Wenn er wolle, würde sie von der Bühne abgehen und sein Weib werden, seine treue, sorgende Hausfrau und — —

„Vielleicht glaubt er's dir!" hörte sie den höhnischen Ausruf Klaras in ihre flehenden Gedanken hinein. Gott im Himmel! Er mußte ihr doch glauben! Das wäre ja doch zu hart, zu grausam gewesen! Ach, wenn er sie nur erst wiedersähe in einem einfachen, schlichten Kleidchen, eine einzige frische rote Rose im Haar — genau so wie damals an jenem schrecklichen Tage, der sie so unglücklich gemacht hatte — dann, ja dann mußte er ihr vertrauen! Ganz unmöglich wäre es, daß er sie verschmähte, sie — seine schöne Hermine von damals, die jetzt lange sein liebes Frauchen sein konnte! Mit ihrem Gelde hätten sie ja längst schon verheiratet sein können, eine entzückende kleine Wohnung haben — ja, ja! Nur hin! Nur ihm um den Hals fallen, lachend und weinend, dann war alles gut!

Er wollte nicht zu ihr kommen — gut, dann ging sie zu ihm! Dann konnte er ja gar nicht anders, als lieb mit ihr sein, mit seinem kleinen, dummen Minchen!

„Ja, geh du nur," lächelte ihre liebenswürdige Freundin in sich hinein, der sie in ihrem offenherzigen, vertrauenden Wesen jeder ihrer aufgeregten, hoffenden und zagenden Gedanken mitgeteilt hatte, „geh du nur, hol dir deine Blamage — groß genug wird sie werden! Du wirst schon deinen Herrn und Meister finden, den deine Künste weiter nicht rühren." Und dann verfiel Klara Liebling wieder in ihre selbstsüchtigen Gedanken, die sich immer um den einen Punkt drehten: „Ach, du mein liebes, schönes Geld! Hätt' ich dich doch noch! Was würde ich für eine gute Frau geworden sein, den Himmel auf Erden hätte er gehabt. Ach Gott, der Glückstag — der unglückliche Glückstag! Da war kein Segen bei dem Glück, bei keinem von uns. Von da an ging alles schief. Weiß Gott, was die andern mit dem Glück gemacht haben — von dreien weiß ich schon, die sagen: Von da an fing das Unglück an, als das unverdiente Geld uns in den Schoß fiel! Hab' so lange nichts von allen und von dem Haus da gehört. Möcht' mal wieder hin."... Und zwei schwere, dicke Tränen rollten wie Bleikügelchen über die eingefallenen, graublechen Wangen. „Hätt' ich bloß noch mein liebes, schönes Geld — dann könnt' ich von der Theaterprinzessin fort und brauchte all die Verdrehtheit nicht mitanzusehen! Oder besser noch wäre es gewesen, ich hätte nie welches bekommen! Dann hätten mich die Schwestern nicht verstoßen; denn dann hätte ich den Gutenberg nie kennen gelernt, der mein Geld verspielt hat. Oh, wie die Leute mit Fingern auf mich wiesen in der schrecklichen Gerichtssitzung!" Sie schauerte, und ihre kalten, dünnen Finger krampften sich ineinander. „Und dem alten Muttchen wäre nicht das Herz gebrochen, und sie hätte nie erfahren, daß ihre Kinder so schlecht waren! Das kam ja erst raus, als das viele, unverdiente Geld ins Haus kam."...

Sie hatte recht: da kam es erst heraus. Die unsichtbar kleinen Giftkeime in den Menschenherzen wollen auch ihre Bedingungen zum Wachsen und Früchtetragen haben. Und die senftorngroßen Keime, wenn sie auch schon immer drin staken, können sich ohne gute Gelegenheiten nicht erheben zum Giftbaume, der ein ganzes Herz durchwurzelt; ein Herz, das sonst fast immer ein gutes genannt worden wäre. Unverdientes oder leicht gewonnenes Geld aber ist fast immer ein gutes Feld für des Teufels Saat: ein Glück, bei dem kein Segen ist.....

Hermine ließ ihrem Entschluß gleich die Tat folgen: Sie ging zu Manfred; eigentlich lief sie fast, und die Leute sahen der auffallend gekleideten, schönen Person nach, die in dem flatternden weißen Spitzenkleide so hastig dahinschritt. Ein einfacheres hatte sie nicht, und sie wollte wieder gern so aussehen wie damals an dem Glückstage das kleine Minchen im weißen Einsegnungskleid; auch die rote Rose im Haar fehlte nicht.

Ihr Gang wurde immer eiliger. Man sah ihr kopfschüttelnd nach, und mancher blieb verwundert stehen: Warum rannte die nur so im Ballanzug, einen schwarzen Tuchmantel übergeworfen, als gält' es ihr Leben?

Der Wind fegte durch die Straßen, hinauf und herunter, und gelbe Staubwolken wirbelten auf. Der Himmel war grau, und einzelne schwere Regentropfen schlugen ihr ins Gesicht. Die Windstöße lösten das schwarze Haar, das sie zu der schlichten, kindlichen Lockenfrisur von damals aufgesteckt hatte, und die frische Rose fiel in den Staub der Gasse. Sie ging in ihrer bangen Hast zu weit und mußte umkehren, irrte dann in ein falsches Haus, und über all der Pein kamen ihr die Tränen. Und als sie endlich im rechten Hausflur stand und vor seiner Tür — da sah sie nach allem anderen aus als nach dem siebzehnjährigen, heißen Kinde im billigen Mullkleidchen, das sich einst kindlich auf Vaters Geburtstagsfest gefreut hatte in der alten Loggia, die nur Raum für sechs Leute hatte und Raum für sechzehn hergeben mußte! So gern machte man einander Platz, nahm Rücksicht auf den lieben Nachbar und drückte sich friedlich aneinander.

„Ach, wohin ist die Zeit? Weit, weit dahin! — Ach, ewig weit!" summte es in ihrem Ohr. — Nun würde er sie sehen! In ihrer Schönheit und Jugend — zweiundzwanzig Jahre... in ihrem weißen Spitzenkleide, mit ihren langen, schwarzen Haaren, die er so sehr liebte. — Nun war sie nicht seine — nun war sie des alten Scheinbauer Frau! Ach! In den Strom! In den Strom sollte sie, wo er am tiefsten war!

Alles still... eine Ewigkeit lang schien es — — nur eine Sekunde war's; Sie fröstelte in ihrem leichten Spitzenkleide — der Wind stieß das kleine Flurfenster auf, und der Regen schlug ihr ins Gesicht. Eine lange, schwarze Locke wehte ihr gleich einem Trauerschleier in die Augen... O Gott, das Haar mußte ihr aufgegangen sein bei dem hastigen Gehen. Nun fiel es wirr und wild auseinander wie lange, schwarze Schlangen, und schön konnte das nicht sein! Wie hatte damals das siebzehnjährige Minchen schüchtern und sittig es aufgesteckt, daß nur ja kein Strähnchen oder Löckchen sich hervorwagte! Denn Vater liebte keine Wuschelhaare.

Da — jemand kam. ... Im Innern der Wohnung — ein langsames Gehen. — Auch ein Sprechen? — Er war da. Er kam selbst ihr öffnen! Die Tür ging so langsam auf. „Schnell! Schnell!" hätte sie rufen mögen.

Ein Soldat stand vor ihr und starrte sie dumm an. Und sie wollte tatsächlich an dem Mann vorbeischlüpfen. Es war nicht Frechheit oder Schlimmeres, was die Unselige trieb: Es war physische Unmöglichkeit, sich länger auf den zitternden Knien zu halten; es war eine beklemmende Angst, die ihr die Kehle zuschnürte, den Atem versetzte. ... Nun stand sie vor der Tür des Mannes, der ihre flehentlichen Bitten keiner Antwort mehr würdigte, sie, die gewöhnt war, mit ihren Bezauberungskünsten, ihrer frischen, jungen Schönheit leichte und billige Triumphe zu feiern. Auch Hermine glaubte, sie brauche sich nur zu zeigen, nur zu wollen, und auch der kalte Mann, der einst ihr Verlobter gewesen, müsse ihr rettungslos verfallen. Wenn es nicht schon geschehen war, so lag es eben daran, daß er ihr die Gelegenheit versagte, ihn zu sprechen, weil er sich wahrscheinlich zu schwach zum Widerstand fühlte.

Aber — was war denn das? Was kroch denn da still, lähmend in ihrem Herzen empor? Was tut sie denn? In das Zimmer eines Mannes wollte sie schleichen wie eine — Blitzgleich überkam sie das Gefühl, in gefährlich rasendem Lauf einem Abgrunde zuzutreiben, in den sie nun hinabstürzen mußte, haltlos, wie sie in ihrem Sein und Wesen geworden war, den Maßstab für edle Weiblichkeit und Sitte verlierend.

So weit war es gekommen mit ihr, seitdem sie dem schlichten, braven Elternhaus entwichen war — durch die dem „Glück" geöffnete Tür!

Hätte nur ein Mensch, der Mitleid fühlen konnte, sie jetzt gesehen, die roten Fieberflecke auf ihren Wangen, das Flackern in ihren Augen!...

Aber nun gab es kein Zurück mehr! Die Zähne mußte sie zusammenbeißen und vorwärtsstürmen!

„Herr Leutnant ist nicht da. Herr Leutnant erwartet keinen Besuch — Sie — Sie müssen gehn", stotterte der Bursche, ein Pole oder Litauer — mit scharfem R. Wie ein Rad schnarrte es.

„Wann kommt er wieder?"

„Weiß ich nicht."

„Ist er fortgereist?" würgte sie hervor, während ein stechender Schmerz in der Herzgegend ihr fast den Atem benahm und eine gräßliche Uebelkeit in ihr kämpfte.

„Nein. Nicht fortgereist. Er ist nicht da", wiederholte der Mann, als habe er nur dies auswendig gelernt und würde auf alle Fragen nur seinen wörtlichen Auftrag wiederholen. Nun wußte sie, daß der Bursche diesen Auftrag wirklich erhalten hatte, daß Manfred ihr Kommen vorausgesehen und ihn instruiert hatte, sie abzuweisen wie eine lästige, zudringliche Bittstellerin. Wie erstarrt blieb sie vor der wieder ins Schloß fallenden Tür stehen und starrte auf das blanke Messingschild mit dem Namen: Manfred Rennbrandt. Dann setzte sie sich auf die oberste Treppenstufe, legte den schweren Kopf an die Wand und wartete, ob er die Wohnung verließ oder ob er wiederkehrte von einem Ausgang.

(Fortsetzung folgt.)

— Verdächtiger Rhythmus. Chef (mißtrauisch zum Schreibmaschinenfräulein): „Das klappert ja auf einmal so vergnügt, Fräulein... Sie schreiben doch nicht etwa in den Geschäftsstunden Liebesbriefe?"

— Unter Freundinnen. „Die Toiletten der Frau Sekretär sind furchtbar einfach."

„Ja, einfach furchtbar!"

— Ein kleiner Widerspruchsgeist. Erzieherin (beim Spaziergang): „Fritz, wenn Du nicht gerade gehst, sag' ich's dem Papa."

Fritzchen (murrend): „Nun geh' ich gerade krumm."

Für die Küche.

Kutscherklöße. Sechs Wassersemmeln werden mit heißer Milch leicht angebraten und gehackte Zwiebel, Petersilie, Porree und Zitronenschale mit dem Speck, 3 gut zerquirlten Eiern und der Semmel verrührt. Man läßt den Teig ½ Stunde ruhen, gibt soviel Mehl dazu, daß er sich bindet, macht apfelgroße Klöße davon und kocht sie 20 Minuten auf Salzwasser oder Fleischbrühe.

Kalbshirn mit Ei. Ein kleines Kalbshirn wird gewaschen, von allen Häuthen befreit, in kleine Würfel geschnitten, die man leicht salzt, und mit einer Prise gestoßenem weißen Pfeffer überstreut. In einer Bratpfanne läßt man, je nach der Größe des Hirns, daß sich auch für zwei Mahlzeiten teilen läßt, 3 Unzen Butter heiß werden, gibt das Hirn sowie ein klein wenig geriebene Zwiebel dazu und dünstet das Hirn unter fleißigem Wenden, bis es eine graue Farbe zeigt. Nun fügt man noch etwas frische Butter zu, gießt zwei bis drei verquirlte Eier darüber, die man mit dem Hirn mischt und so lange brät, bis das Ei anfängt fest zu werden. Man muß aber sehr gut aufpassen, damit die Eier nicht zu hart werden.

Warme Rhabarberspeise. Einige Rhabarberstiele werden geschält, in Stücke geschnitten, mit wenig Wasser, Zucker, Zimt und Zitronenschale weichgedünstet und beiseite gestellt. Man rührt 6 Unzen Kunstbutter oder Butter zu Sahne, fügt 2 bis 3 Eidotter, etwas Zucker, geriebene Zitronenschale, etwas Mehl, 10 Unzen altbackenes Brot nebst ein paar gehacten oder geriebenen süßen Mandeln dazu, mischt zuletzt die Rhabarberstücke, die aber gut abgetropft sein müssen, und den steifgeschlagenen Schnee der Eiweiß dazu, füllt die Masse in eine mit Butter bestrichene, mit geriebenem Brot bestreute, feuerfeste Form und läßt die Speise 1½ Stunde im Ofen backen, oder man kocht sie in der Puddingform 1½ Stunde im Wasserbad. Von dem Rhabarbersaft kann man unter Zugabe von Weißwein eine gute Tunke dazu bereiten.

Mehl-Spatzen. Zwei gehäufte Tassen Mehl gibt man mit halbem Teelöffel Salz in eine Schüssel, vermischt es mit einer Tasse Milch und zwei Eiern, gibt eine Unze geschmolzene Butter hinzu und schlägt den Teig mit einem Löffel so lange, bis er Blasen wirft; gibt den Teig auf ein kleines Hackbrett und schneidet mit einem Messer längliche Spatzen von dem Teig ab, legt deren nicht zu viel auf einmal in siedendes Salzwasser, läßt sie 8 bis 10 Minuten kochen, nimmt sie mit einem Schaumlöffel heraus, gibt sie in eine heiße Schüssel und gibt braune Butter und geröstete Brotkrumen darüber.

Bohnenmus. 1 Pfund weiße Bohnen werden über Nacht eingeweichert und dann in Salzwasser halbgar gekocht. Man gießt sie danach ab, füllt ½ Pint Wurzelbrühe darüber, fügt einen Eßlöffel voll Pflanzenfett, eine in Würfel geschnittene, in Speck gelb angebratene Zwiebel, 1 Lorbeerblatt, 1 Nelke und ein Stengelchen Thymian dazu und dämpft alles zusammen weich. Darauf streicht man die Bohnen durch ein Sieb und rührt sie mit Sahne glatt. Man überstreut sie nach Belieben mit etwas Thymian.

Rinderbratenreste. Man schneidet die Bratenreste in nicht zu starke Scheiben und stellt sie einstweilen beiseite. Einen schönen Salzhering hat man 12 Stunden eingeweichert, gehäutet, sorgfältig entgrätet und ausgenommen. Das Heringsfleisch wird sehr fein gehackt und mit ungefähr doppelt so viel guter frischer Butter vermischt; dazu fügt man, die Masse im Napf mit der kleinen Reibteule rührend, einen geschälten, feingeriebenen Apfel, 1—2 Eier, etwas geriebene Zwiebel oder Schalotte, die man vorher in zerlassener Butter dünsten kann, 1—2 Löffel gestoßenes oder geriebenes gesiedtes Schwarzbrot, etwas Salz und Pfeffer und schmeckt diese Farce ab. Eine feuerfeste Thonform oder Auflaufform, die nicht zu hoch sein darf, streicht man mit Butter aus und legt nebeneinander die Rinderbratenscheiben hinein, die man vorsichtig auf der einen oder auch auf beiden Seiten mit der Farce bestrichen hat. Sie werden mit zerlassener Butter beträufelt, mit geriebenem Parmesankäse und geriebener Semmel bestreut und im Ofen goldbraun gebacken, dann in der Form aufgetragen. Am besten reicht man Maccaroni oder Nudelgemüse nebenher.

Rotes Milchgelee. Man kocht 1 Pint Milch mit 1½ Pfund Zucker und etwas Zitronenschale auf und läßt sie dann fast erkalten. Wenn die Milch leicht kalt ist, nimmt man die Zitronenschale heraus, gibt 1 Pint Weißwein und den Saft einer Zitrone sowie ½ Unze aufgelöste Gelatine dazu, bis die Masse anfängt dicklich zu werden, und füllt sie in eine Glasschüssel, um sie im Kühlen oder auf Eis erstarren zu lassen.